

## *Geisterdämmerung*

KEVIN CHEN

# Geisterdämmerung

Aus dem Chinesischen und Taiwanischen  
von Monika Li



Matthes & Seitz Berlin

Gewidmet meiner Heimat,  
dem Yongjing, das nicht existiert.

ERSTER TEIL

Mama ist  
verschwunden

## 1. Die erste Reihe Einfamilienhäuser

»Woher kommst du?«

Das war die erste Frage, die T ihm gestellt hatte. T hatte ihm viel gegeben: einen deutschen Pass, ein neues Zuhause, eine Fluchtmöglichkeit und jede Menge Zweifel. Am Anfang liebte T es, Fragen zu stellen: Wie sieht deine Heimat aus? Wie viele Geschwister hast du? Wie heiß ist der Sommer auf der Insel? Gibt es dort Zikaden? Oder Schlangen? Wie sehen die Bäume aus? Wie lauten ihre Namen? Gibt es dort Flüsse? Oder Kanäle? Wann ist Regenzeit? Gibt es Überflutungen? Ist der Boden fruchtbar? Was wird angebaut? Warum kann ich dich nicht auf die Beerdigung deines Vaters begleiten? Warum willst du nach Hause? Warum willst du nicht nach Hause?

Diese Fragezeichen zogen an seinen Haaren und schnitten ihm in die Haut. Sie waren so schwer zu beantworten, dass er sich ihnen gar nicht stellen wollte. Er wich ihnen aus, erfand Lügen, bis seine ausgedachte Lebensgeschichte so voller Lücken klaffte und so viele Widersprüche aufwies wie ein schlecht geschriebener Roman. Also versuchte er, einen zu schreiben. Das erste Kapitel begann mit einem Tisch, auf dem eine Pistole, zwei Messer und drei Tagebücher lagen. Die Pistole sollte im nächsten Kapitel abgefeuert, mit dem Messer sollte zerstückelt und geschält werden und die Tagebücher sollten das Rätsel der Geschichte lösen. Aber der Roman über sein Leben war ein einziges Chaos. Während er schrieb und schrieb, vergaß er die Pistole, das Messer und die Tagebücher.

Stattdessen dachte er an den Krimskrams und Müll, der auf dem Tisch verteilt war. Unentwegt schrieb er über unwichtige Details, wie über das Poster, das an der Wand klebte, über Hongduanku und das mit einer Plastiktüte bedeckte Gesicht. Eine verdorbene Person brachte einen verdorbenen Roman hervor, der genauso

durchlöchert war wie sie selbst. Löcher, in die er all das stopfte, über das er nicht sprechen wollte, all die Erlebnisse, die aus seiner Erinnerung ein Schlachtfeld gemacht hatten, von denen er vorgab, sie vergessen zu haben. Wenn die Löcher weiter aufrissen, fiel eine Unzahl an Geschichten heraus. Wie sollte er sie erzählen? Oder aufschreiben? Unfähig, sie auszusprechen, blieb ihm nichts anderes übrig, als sie weiter aufzuschreiben: Ich komme aus einer kleinen Ortschaft.

Meine Heimat ist ein kleines Dorf namens Yongjing im Landkreis Changhua in Zentral-Taiwan. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts besiedelten es zunächst Menschen aus der Provinz Guangdong und errichteten auf dem ebenen Brachland ihre sporadischen Behausungen entlang einer großen Straße.

Es gab tatsächlich einen kleinen Fluss in seinem Heimatdorf, einen von Menschen gegrabenen, so wie das, was T wohl mit einem »Kanal« gemeint hatte. Der älteste der »Kanäle«, von denen die meisten eher schlichten Gräben glichen, bezog sein schlammiges Wasser aus dem Zhuoshui Fluss, mit dem die Bauern seit dem 18. Jahrhundert ihre Felder bewässerten. Weil die Ortschaft schon in den ersten Gründungsjahren von Kämpfen zwischen verschiedenen Siedlergruppen sowie Feuersbrünsten und Flutkatastrophen geplagt war, wählte man für sie den Namen »Yongjing«, in der Hoffnung, den »ewigen« (永 *yong*) »Frieden« (靖 *jing*) zu bewahren. Das Land war flach, ohne den kleinsten Hügel, doch wenn man Richtung Osten in die Ferne blickte, konnte man die jadegrünen Bergreihen der Insel erkennen. Richtung Westen, war der Zhuoshui Fluss nicht zu sehen, noch nicht mal zu hören. Lief man immer weiter nach Westen, so behaupteten die Älteren, käme man irgendwann an die Formosastraße, jene Meerenge, die Taiwan von China trennt. Nur wenige waren je so weit gekommen. Die Bewohner bewirtschafteten das Land und hatten es noch nie verlassen. Sie hatten weder jemals einen Berg bestiegen noch je das Meer gesehen. Der feuchte Boden war fruchtbar und erbrachte

Blumen, Betelnüsse und Reis. Die dörfliche Landschaft mit ihren niedrigen Bauernhäusern ist nach jahrhundertelanger Kultivierung bis heute erhalten geblieben. Die traditionellen Dreikanthöfe waren zu nationalen Denkmälern ernannt worden, doch Touristen kamen nur selten für einen Besuch vorbei. Der Wohlstand war hier noch nicht angekommen.

In den Siebzigerjahren erwarb eine Baufirma von außerhalb ein Stück Land in Yongjing und begann die erste Reihe Einfamilienhäuser zu bauen. Zehn eng beieinanderstehende Reihenhäuser, jedes mit mehreren Stockwerken, sollte einen Vorgeschmack auf den baldigen Wohlstand des kleinen Ortes geben. Sobald die Gebäude in die Höhe schossen, würde auch er aufstreiben. Damals hatten viele Einwohner Yongjings noch nie ein mehrstöckiges Gebäude gesehen, geschweige denn eines aus Stahlbeton, mit Terrazzoböden oder Toiletten mit Spülung.

In einem der Häuser aus der ersten Reihe war Tianhong aufgewachsen. Das fünfte von links war sein Zuhause, das sechste von links stand mittlerweile leer, hatte früher aber einmal seiner ältesten Schwester gehört. Im siebten Gebäude von links war einmal eine Videothek gewesen, jetzt war es völlig verkohlt und am Balkon baumelte ein »Zu verkaufen«-Schild. Das »Zu verkaufen«, 出售 *chushou*, hing dort schon einige Jahre, sodass Teile des zweiten Zeichens 售 *shou* für »verkaufen« bereits abgeblättert waren und nun stattdessen das Zeichen 口 *kou* für »Mund« zu sehen war, wodurch die zwei Zeichen zu 出口 *chukou*, also »Ausgang«, wurden. Vor lauter Flecken war die Telefonnummer darunter kaum zu erkennen. Gedankenverloren starrte er auf das Ausgangsschild. So viele Jahre hatte er im Gefängnis verbracht, wo er wirklich einen Ausgang gebraucht hätte, nun aber war er hierher zurückgekehrt. Das hier konnte unmöglich sein »Ausgang« sein, das wusste er selbst am besten. Wenn er dem fleckigen Ausgangsschild immer weiter folgen würde, könnte es ihn dann vielleicht zurück führen zu Hongduanku?

Die älteste Schwester war die einzige, die hiergeblieben war. Shumei wohnte jetzt im fünften Haus von links, seinem alten Zuhause. Für ihn war die kleine Ortschaft ein Geisterdorf, weit abgelegen von jeglicher großen zivilisierten, internationalen Metropole. Seine Heimat war eine Einöde, niemand hatte je von ihr gehört. Als Taiwans Wirtschaft in den Siebzigerjahren verrücktspielte, konnte die kleine Ortschaft nicht mithalten. Die Jungen und Gebildeten gingen fort und kamen nicht wieder. Sie vergaßen den Namen des Ortes und ließen die Alten und Schwachen, die nicht wegkonnten, zurück. Der Ortsname, ursprünglich als Ausdruck der Hoffnung gewählt, war zu einem Fluch geworden. Er hatte sich verwirklicht, aber statt ewigem Frieden herrschte ewige Stille.

Dieses Jahr war der Sommer in Zentral-Taiwan sehr trocken. Nachmittags wurde die Straßenoberfläche zum Herd, man musste gar kein Gas im Ofen anstellen, sondern konnte einfach auf der Fahrbahn Eier und Reis braten oder Reibrei schmoren. Tianhong war lange nicht mehr zurückgekehrt, doch alles, was er sah, entsprach seiner Erinnerung. Es war so heiß. Die Nachmittagshitze ließ die Zeit langsamer vergehen, die Bäume machten Mittagsschlaf, der Wind wehte nur träge. Hielt man die Luft an, konnte man den Boden atmen hören, der aus seinem Tiefschlaf bis zum nächsten Regen nicht erwachen wollte. So ein Wetter hatte ihn in seiner Kindheit oft unter einem Baum in einen tiefen Schlaf versetzt, aus dem ihn weder das Krähen des Hahnes, das Gebrüll der Zikaden, das Quieken der Schweine noch das Blöken der Ziegen aufwecken konnten. Als Erwachsener fand er keinen Schlaf mehr. Im Gefängnis war es zu ruhig gewesen, kein Regen war zu hören, kein Wind oder herabfallende Blätter.

Es sei zu leise, wie er da einschlafen solle, hatte er den Gefängnisarzt gefragt.

Helfe denn das Schlafmittel?

Wenn er es einnähme, könnte er dann den Klang des Regens hören?, hatte er den Arzt fragen wollen, es aber nicht über die Lippen gebracht. Zu Hause schlug der Regen auf das Metaldach wie laute, feierliche

Trommeln und Becken. Sobald Tianhong das Regengeräusch hörte, schief er ein. Für diesen Klang des Regens war er zurückgekommen.

Doch jetzt hörte er nicht den prasselnden Regen, sondern das Klicken der Nähmaschine. Das war seine älteste Schwester.

Shumei trat auf die Pedale, während im Fernseher eine mittägliche Seifenoper lief, in der die böse Schwiegermutter gerade die arme Schwiegertochter geohrfeigt hatte. Die Hühner gackerten, der Ventilator summte, aus einem anderen Dorf tönte das Knallen von Feuerwerkskörpern herüber. Tianhong hatte mehrere Tage am Stück nicht mehr richtig geschlafen, viele Male war er während der Flugreise umgestiegen. Seine Wahrnehmung war vernebelt. Wo genau befand er sich? Er war sich nicht sicher. Es war das Klicken der Nähmaschine, das ihm unmissverständlich klarmachte, dass er wirklich in das Geisterdorf zurückgekehrt war.

Geisterdörfer sind verlassene Orte, doch gab es hier wirklich Geister?

Auf dem Land wimmelte es von Geistern, die in den Erzählungen der Menschen lebten. Im dichten Bambuswald gegenüber der Häuserreihe spukte ein Frauengeist, dem man sich unter keinen Umständen nähern durfte. Es war der Geist einer Frau, die während der japanischen Besatzung vergewaltigt worden war. Da ihre eheliche Treue deshalb Schaden genommen hatte, wurde sie von der Familie ihres Ehemannes verbannt und erhängte sich im Bambuswald. Seitdem lauerte ihr Geist vor allem jungen Männern auf.

Wenn Hunde zum Anbruch der Nacht begannen zu heulen, »bliesen sie auf der Hunde-Trompetenschnecke«, ein taiwanisches Sprichwort, das besagte, dass sie einen Geist gesehen hatten, erklärte die Mutter. »Also schlaf schnell ein und öffne deine Augen ja nicht, sonst siehst du den Geist! Das darf nicht geschehen! Wenn du ihn doch gesehen hast, sprich unter keinen Umständen darüber! Renn dann schnell weg, immer weiter, irgendwohin, wo der Geist dich nicht mehr verfolgen kann!«

Die Kinder erzählten sich, dass sich die meisten Geister bei den jahrhundertealten Wassergräben neben den Feldern versteckten. »Auf den Weiden der Ufergräben leben weibliche Baumgeister, deswegen fasse bloß nicht die herunterhängenden Weidenblätter an! Wenn du sie trotzdem berührst, wirst du vom Geist heimgesucht und mit Sicherheit null Punkte in der Klausur bekommen!« Die einzige Möglichkeit, dem Fluch zu entgehen, sei eine Heirat mit dem Frauengeist.

Die Frauengeister in den Weiden seien alles alte Jungfern, erzählte man sich, die zu Lebzeiten keinen Ehemann abbekommen hatten und deswegen nach dem Tod heiraten wollten. In den Weiden warteten sie auf den Unglücksvogel, der sie zur Frau nehmen würde.

In den Wassergräben lebte der Geist einer wunderschönen Frau, die von japanischen Soldaten verfolgt worden war. Als sie sich in einem Brunnen versteckte, wurde sie gerettet, doch der Arzt, der sie behandeln sollte, vergewaltigte sie. Schließlich brachte sie sich um, indem sie in den Zhuoshui sprang. Ihr Geist folgte nicht dem Flussverlauf ins Meer, sondern trieb in die Bewässerungsgräben bis hin zu der kleinen Ortschaft, wo er sich niederließ und nicht mehr verschwand. Das Moos an den Wassergräben sei das frisch vergossene grüne Geisterblut der Frau, erzählten sich die Kinder. Der widerliche Geruch, der einem dort in die Nase zog, sei der faule Gestank des Geistes. Auch die wild wachsenden Pilze an den Ufern der Wassergräben sollte man ja nicht anfassen und erst recht nicht essen. »Das sind alles die Brustwarzen des Geistes, sobald du sie berührst, wirst du Pech haben! Und wenn du sie isst, verwandeln sich deine Gedärme zu einer Geisterbehausung, Blut wird aus deinen Pupillen spritzen, bis du elendig verreckst!« Außerdem dürfe man einen roten Umschlag, der auf der Straße läge, auf keinen Fall aufheben. Darin befänden sich die acht Zeichen, die für den Geburtstag des Frauengeistes stünden. Nähme man den Umschlag an sich, müsse man den Geist heiraten.

Aus Tianhongs Familie stammte der Geist einer Frau, die heulend mit wilder Haarmähne umhergeirrt war und sich im Bewässerungsgraben ertränkt hatte.

Als Tianhong noch ein Kind war, starb der alte Familienhund. Und weil ein Sprichwort besagte, »Tote Katzen hängt man in die Baumkrone, tote Hunde übergibt man dem Wasserlauf«, fuhr seine Mutter auf dem Motorrad mit ihm auf dem Rücksitz, den alten Hund im Arm, zum Wassergraben, um ihn dort hineinzuworfen. Aus Angst vor dem Geist im Wassergraben weinte Tianhong ununterbrochen, doch seine Mutter drängte ihn, den Hund so schnell wie möglich in den Graben zu schmeißen. Das Wasser darin war bereits versiegt und floss nicht mehr. Vollgestopft mit toten Schweinen, Hundeleichen, verrotteten Melonen, alten Autos und einem kompletten, verlassenem Betelnussstand, stieß all das in der brennenden Sonne einen bestialischen Gestank aus. Mit einem Freudentanz feierten die Fliegen das reichhaltige All-you-can-eat-Bankett. Als Tianhong die verrottete Leiche des Nachbarhunds Hsiao Huang erkannte, musste er so weinen, dass er es nicht übers Herz brachte, den alten Hund daneben zu schmeißen. Er wolle ihn begraben und einen Grabstein für ihn errichten, jammerte er. Daraufhin riss die Mutter den Hund an sich und warf ihn mit einem dumpfen Aufprall in das versiegte Wasser. Die Fliegen stoben auseinander, um sofort wieder zurück zu flirren und sich mit einem ohrenbetäubenden Summen zu bedanken: Sie hatten das ganze vergammelte Fleisch noch gar nicht aufgegessen, und schon bekamen sie frisches Hundefleisch serviert.

Wie hätte er T erklären sollen, dass er aus so einem Geisterort kam? Wie hätte er seine bizarre Lebensgeschichte erzählen können? Von fünf älteren Schwestern, einem großen Bruder, von einem Vater, der nicht sprach, einer Mutter, die wie ein Wasserfall redete, von einem Nachbarn, der Schlangen tötete, einem Dorfdepp, der knallrote Shorts trug und deshalb auch Hongduanku genannt wurde, von

dem Wassergraben, der Hochzeit, dem Bischofsbaum, vom »Weißen Haus«, dem Nilpferd, dem Yonghsing-Schwimmbad, dem Keller, dem Sternfruchtgarten, dem Tempel für die Frau am Fuße der Mauer, der Morgen-Buchhandlung, der silbernen Wasserzisterne?

Während seiner Zeit im Gefängnis hatte er oft vom Dorfdepp und dem Hundefriedhof hinter Ts Zuhause geträumt. Als Kind hatte T drei Hunde gehabt, die nach ihrem Tod im Hinterhof begraben worden waren. Fotos auf hölzernen Grabtafeln zeigten die Hunde zu Lebzeiten. Genau das hatte sich Tianhong für seinen Hund gewünscht, in Deutschland hatte er seinen Kindheitstraum verwirklicht gesehen. Oft träumte er auch von dem Wassergraben, in den der Hund hineingeworfen worden war, aber diesmal gab es dort keine Gespensterschatten. Als Erwachsener fürchtete er sich auch nicht mehr vor Geistern. Sie jagten ihm keine Angst mehr ein, denn am grausamsten waren die Menschen selbst.

In seinen Träumen stank der Wassergraben nicht, die Lotusblumen standen in voller Blüte, die Pilze wuchsen dicht aneinandergedrängt und an der Farbe und der Wärme der Weiden und des Schilfs spürte er, dass es Sommer war. In seinen Träumen schöpfte sein Vater Wasser aus dem Graben, um das Land zu bewässern. Er sah jung aus, braun gebrannt, mit weißen Zähnen, der ehrenwerteste Mann des ganzen Ortes, der in seiner Jugend strahlend die Sonne anlachte, sodass sich die Lotusblumen in seiner Gegenwart zierten.

Leider hatte Tianhong T umgebracht.

Wenn T noch da wäre, um zu fragen, dann würde Tianhong auf die Reihe Wohnhäuser zeigen und antworten: »Ich komme von diesem verlassenem Ort. Das ist mein Zuhause. Heute ist das Geisterfest, an dem die Geister hervorkommen. Ich bin auch zurückgekommen.«

## 2. Der Riss im Boden

Sujie rief an und schrie: »Was soll ich machen? Was soll ich nur machen? Mama ist verschwunden!« Shumei legte den Hörer auf und glitt zu Boden. Ob sie aufgelegt hatte oder nicht, machte letztlich keinen Unterschied. Sie wusste, dass Sujie es überhaupt nicht bemerken würde. Sie würde den Hörer einfach weiter anschreien: »Mama ist nicht da! Mama ist nicht da!«

Keine einzige Regenwolke am Himmel. Bei brütender Hitze brannte die Sonne jeden Tag unbarmherzig auf die kleine Ortschaft. Es war wirklich zum Verrecken heiß. Dennoch zögerte Shumei, die Klimaanlage anzuschalten. Diesen Monat hatte es nur wenig Arbeit gegeben, deshalb zwang sie sich, Strom zu sparen. Vom Terrazzoboden kam eine angenehme Kühle. Shumei presste sich auf die Keramikfliesen, um ihrem verschwitzten Körper ein bisschen Annehmlichkeit zu bieten. Vor einigen Jahren war Zentral-Taiwan von einem großen Erdbeben erschüttert worden, das einen riesigen Spalt in den Fußboden gerissen hatte. Shumei hatte beschlossen, ihn nicht zu reparieren. In dem alten Haus war ohnehin alles kaputt oder von Schimmel befallen, ungehemmt huschten die Ratten umher, die Wasserrohre waren häufig verstopft und das Blechdach im dritten Stock war vom Taifun bereits mehrfach weggeweht worden. Sie erinnerte sich noch an das Haus in seinem brandneuen Zustand: Die äußeren Fenstergitter so weiß wie Reis, die Innenwände erstrahlten im frisch gestrichenen Schneeweiß, der Terrazzoboden, gerade erst poliert, war ebenmäßig und glänzend. Obwohl er aussah, als sei er voller pieksigem Kies, war er glatt wie eine Rutsche, wenn man ihn betrat. Der Boden war eiskalt. Shumei drehte sich auf den Bauch und wandte die Augen zum Riss im Boden.

Heute war das Geisterfest. Einen halben Monat standen die Tore zur Geisterwelt nun schon offen, zügellos strichen die Geister überall umher. Vielleicht würde sie einen Blick in die Hölle erhaschen können, überlegte sie, wenn sie den Spalt im Boden weiter anstarrte. Der Riss

befand sich direkt neben der Nähmaschine, ein Lebenszeichen. Jedes Mal, wenn sie den Kopf drehte, um auf den Boden zu blicken, schien der Riss ein bisschen größer geworden zu sein. Bewusst schaute sie immer wieder dorthin, in der Hoffnung, die Kluft würde noch weiter werden. Vielleicht könnte sie sich eines Tages in den Riss hineinpressen, niemand würde sie dann mehr finden.

Sie erinnerte sich an das große Erdbeben: Am helllichten Tag hatten plötzlich Boden und Wände angefangen zu wackeln. Ohne sie eines Blickes zu würdigen, war ihr Mann in den Hinterhof gehastet, hatte sich ein paar Töpfe mit Orchideen geschnappt und war nach draußen gerannt. Shumei hatte sich nicht mal ansatzweise erhoben, sondern arbeitete einfach weiter an der Nähmaschine. Die Kleiderladung musste morgen geliefert werden, Erdbeben hin oder her. Ob die Wände einbrachen oder das Haus einstürzte, war egal, solange der Strom bitte nicht ausfiel, wäre alles gut. Ohne Strom stünde die Nähmaschine still, ohne Lieferung gäbe es kein Gehalt, und die Monatsrechnungen waren noch nicht bezahlt. Damals hoffte sie, dass ihr Mann mit den Orchideen im Arm einfach immer weiter und weiter rennen würde, den kleinen Ort verlassen, verschwinden und nie wiederkommen würde. Als sie jung war, hatte sie gehofft, selbst eine Orchidee zu sein. Doch am Tag des Erdbebens hatte sie Mitleid für die Orchideen empfunden.

Wie alt war das Haus? Im Jahr, als ihr jüngster Bruder geboren wurde, hatte die ganze Familie endlich den Dreikanthof verlassen und war in eines der neuen Reihenhäuser gezogen, mit Fischteich nach hinten hinaus und Reisfeldern davor, von links gezählt das fünfte. Damals waren die zehn Häuser ein Bauprojekt, das in die Zukunft weisen sollte. Das Fengshui sei ausgezeichnet, sagten die Bauunternehmer, eine Drachenhöhle, in der man eine Familie gründen und es zu Wohlstand bringen könnte. Zöge man dort ein, stiege man mit dem kleinen Dorf auf, das sich erst zu einer Kleinstadt und dann zu einer Metropole

mausern würde. Auf den Reisfeldern würden die Hochhäuser in den Himmel schießen und Neonlichter erstrahlen! Damals fuhr der Vater einen schrottigen Transporter, mit dem er Wassermelonen, Setzlinge, Kleider und vor allem Betelnüsse und Betelblätter transportierte, nachdem er herausgefunden hatte, dass der Bedarf daran auf dem Markt besonders hoch war. In den nahegelegenen Dörfern triefen die Mäuler der Männer vom blutigen Betelnussssaft. Auch er biss in die von Blättern umwickelten Betelnüsse und kaute sich mit blutrotem Mund einen Geschäftsplan zurecht. Yongjing war reich an Betelnussblättern, und auch wenn sie an Qualität und Geschmack nicht mit denen aus dem mittleren Teil der Insel mithalten konnten – die Blätter waren dünner, der Geschmack schaler –, so blieb die Produktion dennoch stabil und die Preise waren niedrig, sodass alle Betelnussstände in Zentral-Taiwan auf ihn angewiesen waren.

Er betrieb einen mittelständischen Großhandel, kaufte die Betelnüsse gesammelt von den Bauern aus der Gegend ein, fuhr dann zu den Betelnussständen in den Dörfern und bot sie dort an, verhandelte und machte Profit. So konnte er nach einem Jahr das Schulgeld seiner fünf Töchter pünktlich bezahlen, abends gab es nun weißen Reis und Schweinefleisch zu essen und zum Jahresbeginn wurde endlich sein erster Sohn geboren, zum Jahresende kam ein zweiter hinterher. Mit sieben Kindern wurde der Dreikanthof zu eng. Als er seine Auszahlung bekam, verabschiedete er sich von seiner Mutter und kaufte eines der Reihenhäuser.

Als sie am Tag des Einzugs ihr neues Zuhause betraten, trug Shumei den kleinsten Bruder auf dem Arm. Es war der erste glückliche Tag in ihrem Leben, an den sie sich erinnern konnte. Endlich hatte die Mutter zwei Söhne geboren und musste die Großmutter nicht mehr jeden Tag sehen. Zum ersten Mal betrat Shumei ein Gebäude, das mehr als ein Stockwerk hatte. Es gab tatsächlich eine Treppe nach oben, und wirklich drei Stockwerke und sie hatte – wow! – ihr eigenes Zimmer! In der ersten Nacht schlief der ältere Bruder mit den Eltern zusammen, die große Schwester Shumei war zusammen mit der zweiten Schwester

Shuli dafür verantwortlich, sich um den kleinsten Bruder zu kümmern. Vor lauter Aufregung konnten sie nicht schlafen, heimlich krochen sie aus ihren Betten und schnüffelten, mit dem kleinen Bruder auf dem Arm, den Geruch der frischen Wandfarbe, sprangen die Treppen rauf und runter, wälzten sich auf dem Terrazzoboden, betasteten unentwegt das erste Telefon der Familie und nahmen den tutenden Telefonhörer ab. Sie hielten ihn ans Ohr des kleinen Bruders, der lachte, als er das Tuten hörte. Die Toilette ihres neuen Zuhauses war eine Kloschüssel, auf die man sich setzen konnte. Im Sitzen pinkeln, wie angenehm! Auf dem Dreikanthof hatte sich die Toilette, eine stinkende Latrine, draußen befunden. Wenn man mitten in der Nacht mit drückendem Bauch zum Klo rannte, sah man oft im Mondschein, wie sich eine Schlange auf der Latrinentür wand. Dabei gruselte man sich gar nicht vor der Schlange, sondern vor dem furchteinflößenden Klogeist eines Mädchens, von dem sich alle erzählten. Die Toilette im neuen Zuhause konnte man verschließen und mit einem Drücken die Spülung bedienen, sodass alles sofort verschwand. Alles duftete, weder Geist noch Schlange weit und breit.

Wenn der kleine Bruder nachts weinte, bereiteten ihm die Schwestern schnell etwas Babymilch zu, wobei sie damals überhaupt nicht wussten, wie man das machte. Hauptsache sie nahmen das hochwertige japanische Milchpulver aus der Apotheke. Ein paar Löffel mehr davon und weniger Wasser würden die Milch nahrhafter machen, dachten sie, was zur Folge hatte, dass der kleine Bruder alles gierig verschlang, um es dann wieder komplett auszuspucken. Shumei und Shuli fanden das unglaublich lustig. Für sie, die sie die kleine Ortschaft noch nie verlassen und noch nie einen echten Wasserfall gesehen hatten, war der spuckende kleine Bruder die spektakulärste Fontäne, die sie jemals zu Gesicht bekommen hatten.

Mit einem Mal musste Shumei an den kleinsten Bruder denken. Wie es ihm wohl erging? Immer, wenn sie an ihn dachte, überkam sie das starke Verlangen, einen Joint zu rauchen.

Die Tore zur Geisterwelt standen bereits seit einem halben Monat offen, doch ein Geistergelage war ihr nicht aufgefallen, nur Sujie hatte angerufen und, passend zum Anlass, ein Geheul und Geistergebrüll abgelassen. Shumei blickte auf die vielen Opfergaben vor der Tür. Den ganzen Tag hatte sie nichts gegessen. Den fremden Geistern wurde hier ein üppiges Bankett bereitet, während sie selbst zum hungrigen Geist wurde. Die Räucherstäbchen waren abgebrannt, die einsamen Seelen und wilden Geister hatten sich also sicher schon satt gegessen. Shumei stand vom Boden auf, öffnete eine Packung Kekse und begann zu mampfen. Die Kekse schmeckten überhaupt nicht. Unbegreiflich, wie sie so beliebt sein konnten. Sie waren so trocken, wie der Boden unter der brennenden Sonne, so süß, dass man von einem Bissen bereits Diabetes bekam, und so salzig, dass man mit dem zweiten Biss direkt an die Dialyse befördert wurde. Natürlich hatte sie die Kekse nicht selbst gekauft, das war ihr Mann gewesen, im großen Supermarkt des Nachbardorfs. Er könne alles Mögliche zum Opfern kaufen, hatte sie ihm gesagt, nur nicht die besagte Keksmarke, woraufhin ihr Mann mehrere Packungen von genau diesen Keksen besorgt hatte. Sie wusste, dass er das mit Absicht getan hatte. Die Kekse waren wie Backsteine. Warum nur aßen alle so gerne Backsteine? Immer höher hatte man die Backstein-Kekse in der kleinen Ortschaft hier gestapelt, bis daraus das luxuriöse Weiße Haus entstanden war.

Die Kekse waren ungenießbar, trotzdem zwang sich Shumei, alle aufzuessen. Nahrungsmittel durfte man nicht verschwenden. Kauen war für sie kein Genuss, sondern ein Befehl. Alles musste hinuntergewürgt werden, egal wie widerlich oder schwer zu schlucken es war. Auch längst abgelaufene Nahrungsmittel waren noch essbar. Vom verdorbenen Neujahrskuchen konnte man zum Beispiel einfach die schimmeligen Ecken abschneiden. Zu lebendig waren ihre Erinnerungen an das nagende Hungergefühl in ihrer Kindheit, für den Rest ihres Lebens würde sie sich davor fürchten.

Als älteste Schwiegertochter hatte die Mutter damals auf dem Dreikant-  
hof die Aufgabe, drei Mal täglich für die Großmutter zu kochen. Die  
fand das Essen oft ungenießbar. Einmal schüttete sie sogar ihre Schüs-  
sel heißer Suppe über der Mutter aus und schlug vor, den Rest an die  
Schweine zu verfüttern. Mal schauen, ob die das fressen! Beim Herein-  
tragen der Suppe hatte die Mutter ihre Töchter vor Hunger schreien  
hören. Nun nahm sie den Topf und ergoss den Rest über ihnen. Shu-  
mei spürte damals gar nicht, wie brühend heiß die Suppe war, sie emp-  
fand nur Bedauern. Den ganzen Tag hatte sie nichts gegessen, der Topf  
voll Suppe hätte gereicht, um sie alle satt zu machen. Sie leckte die  
Flüssigkeit von ihrem Körper und hätte sich am liebsten hingekniet,  
um all das, was noch auf dem Boden verschüttet war, aufzuschlürfen.  
Damals war gerade die vierte Schwester Sujie geboren worden. Schon  
wieder ein Mädchen! Die Brüder des Vaters hatten alle zuerst einen  
Jungen bekommen, aber in ihrer Familie kamen vier nutzlose Mäd-  
chen hintereinander. Der Vater hatte kein Geld, weil keines seiner  
Geschäfte erfolgreich lief. Der Esstisch war nur karg gedeckt, ohne  
Reis oder Fleisch.

Damals auf dem Dreikanthof hielt die Großmutter einen gro-  
ßen schwarzen Hund. Shumeis Schwester Shuli war dafür zuständig,  
ihn zu füttern. Manchmal gab ihm die Großmutter einen Nach-  
schlag, sodass sein Abendessen üppiger ausfiel als das der Schwes-  
tern. Schließlich schlachtete die Großmutter den Hund, briet ihn in  
einem großen Topf mit Knoblauch an und rief die Neffen des Vaters  
herbei, damit sie alle einen Happen davon essen konnten, nur sie,  
seine eigenen Töchter, mussten im Zimmer bleiben. Als sie den Duft  
des saftigen Fleisches rochen, mussten sie heimlich weinen, wobei sie  
nicht wussten, ob es wegen ihres Riesenhungers war oder weil sie mit  
eigenen Augen zugesehen hatten, wie die Großmutter den Hund mit  
einem Backstein erschlagen und in das kochende Wasser geworfen  
hatte. Den blutbefleckten Backstein hatte sie einfach vor den Schrein  
geschmissen. Auch Jahre später klang Shumei beim Anblick eines  
Backsteins noch immer das jämmerliche Hundejaulen in den Ohren.

Das heutige Geisterfest erinnerte Shumei daran, dass sie die einzige Tochter der Familie war, der die Mutter beigebracht hatte, wie man alle Opfer darbrachte. Seit ihrer Kindheit hatte Shumei die Mutter in den Tempel begleitet, mit allen Tabus und Gepflogenheiten der unterschiedlichen Festtage war sie vertraut. Sie stellte den großen runden Klapp Tisch nach draußen, legte die Instantnudeln mit Hühner-, Schweine- und Entengeschmack und andere Trockenware darauf. Der Tisch stand vor dem Haus zur Straße hin ausgerichtet, daneben ein Eimer mit sauberem Wasser und einem kleinen Handtuch, damit sich die vorbeikommenden Geister erst Hände und Füße waschen konnten, bevor sie sich über das reichhaltige Buffet hermachten. Drei Räucherstäbchen pro Teller steckten in jedem Gericht. Je härter das Jahr, desto opulenter der Gabentisch. Um die vorbeiziehenden Geister darum zu bitten, nicht ins Haus einzudringen, musste Geld verbrannt werden, wie eine Schutzgeldzahlung an die Mafia der Unterwelt. Den ganzen siebten Monat des Mondkalenders durfte man außerdem keinen Hausbau beginnen, umziehen oder weit reisen.

Einmal wollte Shumei im siebten Monat des Mondkalenders die Arbeitsstelle wechseln, von der einen Textilfabrik zur anderen, das Gehalt ebenso wie die Arbeitsbedingungen wären dort besser gewesen, aber die Mutter hatte es ihr verboten. Wenn sie während des Geistermonats die Arbeit wechselte, würde sie den Rest ihres Lebens nur an Versager geraten und garantiert den Falschen heiraten. Shumei gehorchte und blieb. Und traf dann Hsiao Gao.

Heute Morgen war Shumei um vier Uhr von der Hitze geweckt geworden. Die alte Klimaanlage gab nach zwei Stunden einfach den Geist auf, sodass man sie immer wieder anschmeißen musste, und sie brauchte ewig, erst nach einem halben Tag funktionierte sie wieder richtig. Vielleicht sollte Shumei einfach aufstehen und eines der Hühner schlachten, die sie im Hinterhof hielt. Gestern hatte sie einen Hahn ausgewählt, den sie heute töten wollte, und zur Verkündung seines Todesurteils seine Beine zusammengebunden. Es war ein Hahn

mit glänzenden Federn, der ordentlich Krach machte und oft über die Mauer flog, um sich mit dem Nachbarhund zu zanken. Fast jeden Tag beschwerten sich die Nachbarn über sein elendes Krakeel. Wenn sie ihn jetzt schlachtete und opferte, würde sie sich selbst und der ganzen Nachbarschaft Ruhe und Frieden verschaffen. Der Gockel wusste, dass er ausgewählt worden war und wehrte sich mit all seinen Kräften, pickte ihr in die Hand und gab ein jämmerliches Gekreische von sich. Mit einer Schnur zog sie seine Füße fest zusammen, während die anderen Hühner, so gut es ging, Abstand von ihm nahmen, um sich vom Geruch des Todes fernzuhalten. Auch wie man ein Huhn schlachtet, hatte ihr die Mutter beigebracht: am Nacken packen, mit einem Messerstich die Kehle aufschneiden und das frische Blut in den Reisbehälter abtropfen lassen, um so nebenbei Blutreiskuchen herzustellen. Die Federn entfernen, den Körper in heißem Wasser abbrühen, und mit einer Pinzette übrige einzelne Federn herauszupfen.

Shumeis Freunde sagten immer, dass sie dumm im Kopf, aber geschickt mit den Fingern sei. Ihr Gehirn war einfach an der falschen Stelle gewachsen, es befand sich in ihren Händen. Patchwork, Nähen oder Schneidern war alles kein Problem für Shumei. Hühnerfedern zupfte sie so schnell und geschickt, dass das Huhn glatter und schöner war als die Hühner, die man auf dem Markt kaufen konnte. Aber was nutzten ihr die geschickten Hände? Sie wusste, dass sie eine altmodische Frau war, die von ihrer eigenen Generation abgelehnt wurde. Mit fünfzehn Jahren war sie von der Schule abgegangen und hatte als Näherin in Shalu bei Taizhong gearbeitet. Mittlerweile war sie sechzig Jahre alt und hatte durch die Fabrikzuarbeit, die sie im Akkord zu Hause leistete, Schwielen an den Händen. Sie nähte Hunderte von Kleidungsstücken, die nach Europa exportiert wurden, und konnte sich von ihrem Gehalt noch nicht einmal ein neues Kleid kaufen. Oft fantasierte sie darüber, was wohl all die Europäer machten, die ihre Kleidung trugen. Tranken sie Kaffee am Straßenrand? Machten sie eine Bootstour auf dem Fluss? Rauchten sie einen Joint? Bummelten sie im Urlaub mit einer Markentasche durch die Straßen? »Nee«, hatte

ihr kleiner Bruder Tianhong gemeint: »Die Europäer müssen genauso hart arbeiten wie du.« Aber sie selbst war noch nie dort gewesen, wie sollte sie ihm da glauben? Immerhin konnten sie sich, im Gegensatz zu ihr selbst, die von Shumei genähte Kleidung leisten.

Um vier Uhr war Shumei aufgestanden und hatte sich das Gesicht gewaschen, wobei sie die Seife benutzt hatte, die über dreißig Jahre alt war. Vor einer Weile hatte sie den Dachboden aufgeräumt und dabei einige Kisten mit alter Seife in verschmierter Papierverpackung entdeckt. Wenn man die purpurroten Seifen mit Wasser einrieb, schäumten sie tatsächlich noch und der starke künstliche Blumen-geruch drang einem in die Nase. Damals hatte ihr Mann behauptet, man müsse in die Seifenfabrik investieren und das ganze Familienvermögen hineingesteckt, woraufhin sie nach ein paar Tagen einen Telefonanruf bekamen. Die Fabrik stünde still, die Investitionen seien verschwunden und konnten nur gegen ein paar Kisten voller stark riechender Seifen eingetauscht werden. So sehr Shumei die Seifen auch hasste, wegschmeißen konnte sie sie dennoch nicht. Immerhin war das etwas, womit man Kleidung, sich selbst oder den Hund waschen konnte. Der kräftige Seifengeruch verteilte sich im ganzen Haus. Nach ein paar Jahren bemerkte sie im Supermarkt, dass dort ein ganzes Regal voll bepackt mit diesen Seifen stand, die Produktion war also überhaupt nicht eingestellt worden. Als sie ihren Mann zur Rede stellte, fand sie heraus, dass die Seifenfabrik von Anfang an ausgedacht gewesen war. Mit dem Geld hatte er seine Spielschulden beglichen. Die Fabrik und die Investition hatten niemals existiert, die paar Kisten Seife hatte er extra gekauft. Shumei erinnerte sich an den Gesichtsausdruck ihres Mannes, als sie ihn ausfragte: »Wer hätte schon gedacht, dass du das tatsächlich glaubst?« Daraufhin hatte sie die Seife in die Suppe zum Abendessen gestreut, einen ganzen Topf voller seltsamer Farbe, den ihr Mann ungerührt einfach ausschlürfte. Er wurde weder krank noch starb er, sondern rülpste nur einmal laut. Sie würde ihn nicht tot bekommen, darüber war sich Shumei im Klaren. Ihren Mann mit eigenen Augen sterben zu sehen, war Shumeis größter Ansporn, selbst weiterzuleben.

Die Übersetzerin bedankt sich beim Land Berlin für ein Recherche-stipendium 2021, mit dem ihre Arbeit an der vorliegenden Roman-übersetzung unterstützt wurde.

Sponsored by the Ministry of Culture, Republic of China (Taiwan)



Erste Auflage Berlin 2025

Copyright der deutschen Ausgabe

© 2025 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe 陳思宏

© 2019 Kevin Chen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werkes für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Karin Kolb, Berlin

Layout und Satz: Tom Mrazauskas, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck, Deutschland

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-1010-4

www.matthes-seitz-berlin.de